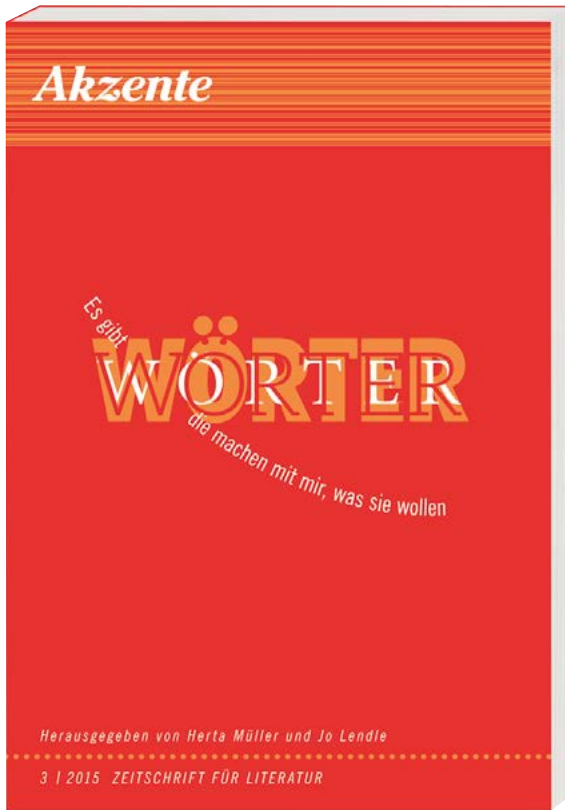


Leseprobe aus:

Herta Müller / Jo Lendle

Akzente Heft 3/2015: **7E9;4F I × DF7DI**
6;7? 35: 7@? ;F? ;DI 3EE;7I A>>7@



Mehr Informationen zu ~~LMFeZdX~~ finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Vorwort

»Es gibt Wörter«, sagte Oskar Pastior, »die machen mit mir, was sie wollen. Sie sind ganz anders als ich und denken anders, als sie sind. Sie fallen mir ein, damit ich denke, es gibt erste Dinge, die das Zweite schon wollen, auch wenn ich das gar nicht will.«

Oskar Pastiors Satz von den Wörtern, die mit mir machen, was sie wollen, stellen wir dieser Ausgabe der *Akzente* voran. Weil er ausdrückt, welche bezwingende Macht die Wörter haben, die schönen und die schrecklichen – und wie ausgeliefert wir ihnen sind. Sie sind es, die uns wehrlos machen, uns hinreißen, sie sind es, deren Erinnerungsecho wir nicht mehr aus dem Kopf bekommen.

Wir denken entlang von Wörtern und Begriffen. Und im Reden, Nachdenken und Erinnern stellen die Wörter sich bisweilen vor das, was sie bezeichnen. Die Zufälligkeiten ihrer Zusammensetzung und ihres Klangs, das Muster der Buchstabenfolge, ihre sprachlichen Verwandtschaften und Assoziationen färben ein, wofür sie stehen. Wir halten uns an die Wörter – und wenn das, was hinter ihnen steckt, nicht greifbar wird, lassen wir an ihnen aus, was anders nicht auszufechten ist.

Aber sind es überhaupt die Wörter oder ist es das, was wir erlebt haben und in Sprache denken? Existieren diese Wörter immer in unseren Köpfen oder nur in dem Moment, in dem sie machen, was sie wollen? Lassen sie sich verjagen? Sind es immer die gleichen Wörter? Oder gehen sie weg und es kommen andere? Spielt es eine Rolle für sie, ob man etwas erlebt hat oder es sich nur vorstellt? Oder erlebt man etwas, auch wenn man es sich nur vorstellt, gibt es ein Erleben in Worten?

Wir haben Schriftsteller gebeten, aufzuschreiben, welche Wörter mit ihnen machen, was sie wollen. Es ist kein Wunder, dass Georges-Arthur Goldschmidt dabei auf ein Wort des Exils verfiel, das auch Oskar Pastior umtrieb: *Heimweh*. Wir haben Texte versammelt, die die maßlose Macht der Wörter vor Augen führen – Gedichte vor allem, denn wo träte das einzelne Wort mächtiger auf als im Gedicht?

Weil die Wörter und die Vergangenheit auf unheimliche Weise aneinanderkleben, haben wir Patrick Modianos *Kunst der Erinnerung* aufgenommen.

Und wir haben uns in der Arbeit an dieser Ausgabe erinnert, welche Wörter uns selber nicht loslassen. *Schnausig*. Oder *Lumpen*. Oder *Brot*. Welches Wort macht mit Ihnen, was es will?

HERBERTO HELDER

Reden wir von Häusern

Reden wir von Häusern, von der klugen Ausübung einer Macht
fest und still wie es sie nur
in ältesten Zeiten gab.

Das sind die Architekten, sie werden sterben,
sanft und ironisch lächelnd in der Tiefe
eines hohen Geheimnisses, das sie der Erde wiedergibt.

Reden wir von sanften unbändigen Händen.

– Über die Monate, die von den letzten Regenfällen noch träumen,
erwächst den Häusern ihr schuldloses Dauern gegen
den zarten Mund, umzingelt von der Dunkelheit der Wörter.

Sagen wir, dass wir Brombeeren entdecken, den verborgenen Strom
des Geschmacks, die Begeisterung der Welt.

Dass wir die Körper entdecken von Menschen, die sich schützen und
trinken, und die wundersame Stille

der Quellen –

Gedanken in den Steinen von etwas Himmlischem
wie vorbildliches Feuer.

Sagen wir, dass wir in den Häusern schlafen und die Musen sehen,
die sich uns leicht zuneigen wie schmale, ragende
finstere Blumen – und wir bewahren die Erinnerung
die zehrende Melancholie

und die Beobachtung der Türen über die Auslöschung der hohen Tage.

Das sind die Häuser. Und wenn wir selber sterben,
erschrecken wir ein wenig, sogar sehr, mit solchen Architekten,
die sie nicht sahen, die endlosen Bäche der Rosen
oder die ewigen Wasser
oder ein Zeichen der Ewigkeit in den eiligen
Herzen.

– Was taten die Architekten dieser Häuser, die durch
die vielen Bedeutungen der Monate irrten
und sagten: Hier ist ein Haus, hier ein anderes, hier ein weiteres,

damit man eine Ordnung schaffe, eine Dauer,
eine Schönheit gegen die göttliche Gewalt?

Jemand brachte Pferde, über Bergwege hinunter.

Jemand kam vom Meer.

Jemand kam aus der Fremde, staubbedeckt.

Jemand las Bücher, Gedichte, Weissagungen, Gebote,
Eingebungen.

– Diese Häuser werden zerstört werden.

Wie eine Sonnenblume, für Trunkenheit erdacht, sich beharrlich
mit der Sonne vermählt, ebenso

wird jedes Haus sich aufzehren, zerpflückt von einem Feuer,
wird langsam sein Haupt zu den geheimen Flüssen
der Erde beugen,

wo dieselben Architekten sich mit ihren mehreren Händen
auflösen, und ihre Gesichter in schnellen Erleuchtungen
lodern.

Reden wir von Häusern. Es ist Sommer, Herbst,
häufiger Name in sich neigenden Landschaften.

Sie brachten das Salz, die Konstrukteure
der Seele, behielten in sich

großzügige Verblendungen während der Aufhebung
von Tieren und Sternen,

stellten sich die Reinheit schön vor mit Männern und Frauen
nebeneinanderstehend, rätselhaft lächelnd,

sich gegenseitig berührend –

bewegt, verlegen, weitherzig

langsam lodern.

Nur einen Augenblick lang trafen sie sich jeden Frühling
mit der ersten Narzisse,

verkühlten den Rest des Jahres, flüchtig waren die Meister
der Eingebung.

– Und die Häuser erhoben sich

über die Gewässer der Länge nach zum Himmel.

Doch Häuser, Architekten, verzauberter Tausch

von sanftem und ruhelosem Fleisch – all das
fern vom Lied, das man schreiben musste.

– Und von allem sind die Spiegel die unreinste Erfindung.

Reden wir von Häusern, vom Tod. Häuser sind Rosen
die in aller Frühe duften, oder nachts, wenn die Hoffnung
uns für immer verlässt.

Häuser sind Tages-, Nachtflüsse des Himmels,
die langsam hinüberleuchten
in eine kalte Bucht – die es vielleicht nicht gibt,
wie eine geheime Ewigkeit.

Reden wir von Häusern wie man von seiner Seele redet,
mitten in einem Brand,
neben dem Muster der Felder,
während man die Geduld erlernt, sie aufsteigen
und sterben zu sehen mit ein wenig, ein wenig
Schönheit.

AUS DEM PORTUGIESISCHEN VON PIERO SALABÈ

Stücke, Gedichte

Fürs Erste lasse ich Schopenhauer außer Betracht

Der Rauch aus den Schornsteinen – dazu blauer Rauch aus Frühling, voll Amselgesang. Über der Dorfgemeinschaft thront der Schneemann – dicker als sonst? – auf dem Scheiterhaufen. Dieses Jahr fängt er zögerlich Feuer, alles ist grün, alles geht schleppend vonstatten an diesem Abend.

Ich glaube, die meisten spüren, dass genau hier alles passiert, hier, im Windschatten der Kiesgrube. Was im Gang ist und vielleicht noch geschehen wird im Gebiet von Kiew, weht auch durch die Luft, die wir atmen. Das Feuerwerk jedenfalls erregt nur gedämpftes Entzücken.

Das Wetter wird künftig kaum Thema platter Konversation bleiben.

*

Der Låsberg, die Hitze im Holz, Schneeschimmel und Staub modriger Pilze unterm Tannenreisig.

Wie tönt der Frühling? Ich halte mein Ohr an einen Ameisenhaufen und lausche dem leisen Knirschen – ein ewiger Wasalauf-Start en miniature.

Hinterher brennt meine Wange, aufgestachelt von Nesselstichen.

*

Ein Abend wie keiner zuvor.

Dieser Frühling, diese Waldschnepfenstrecke – so vertraut – nie wird er sich je wieder so wiederholen.

Nie wieder genau dieser Wind und diese Rotkehlchenstrophe.

Um mich herum mildes Flüstern und Tuscheln der Schmelze, doch am Berg tobt ein heftigerer Strom – aus Wind und Zeit. Dunst hockt in den Sümpfen und bringt den Himmel im Westen zum Leuchten. Durch geätztes Laubwerk hindurch glimmen einige Sterne samt ein paar roten Wolken.

Das Rotkehlchen macht sich an einer Dichtung mit Glassplintern zu schaffen. Einen Augenblick lang *sehe* ich den funkelnden Laut.

Da merke ich: Es sind die Reflexe von Eisschollen längs der Skispur.
 Nun müsste die Waldschnepe kommen und genau hier die Lichtung
 kreuzen; ihr Kreis würde meinen tangieren – immer und immer wieder!
 Nicht heute Abend.

*

Der Morgen streckt dem Dasein ein Guckloch entgegen, eine Luke zu mir
 hin. Gut so.

Die Wintersachen gehören jetzt rein, die Sommersachen raus. Manches
 könnte ebenso gut verbrannt werden. Da höre ich von weither einen Wasser-
 fall aus Bergfinkengesang, klar wie ein Gebirgsbach. Sie ziehen hier durch.
 Auf mich warten sie nicht.

Borges behauptete, man könne »Gewissensbisse bekommen bei seiner
 Mitschuld an der täglichen Auferstehung«. Doch hier ist der Tag schon fort-
 geschritten, zum Trotz der Sommerzeit.

Am Nachmittag begeben sich mich zu dem nahezu mannshohen Eiswall
 über dem Blumenbeet. Ich stehe auf der Sonnseite, hacke und spitze, Schweiß
 mischt sich mit Schmelzwasser, das in Kürze die mageren Kräuterwiesen be-
 wässern wird, die lange von raubgierigen Birkenwurzeln ausgelaugt wurden.
 Zum Hålkärnsberg hinauf fliegt einen Nachmittag lang ein Schwarzspecht in
 ruckartigen Anläufen wie ein über Allem seliger Geist.

Auch durch das geöffnete Fenster dringt sein Gesang. Ich bin umgeben
 von Altem wie Neuem, etwas anderes war nicht zu erwarten.

*

Wir gehen zu den Erzgruben hoch. Bis vor wenigen Jahrzehnten haben hier
 mit Rucksäcken Bergmänner geschuftet. Durch Undichten im Schwellleis
 schießt Wasser aus kleinen Springbrunnen.

Die Rotdrosseln singen im richtigen Dialekt: zweisilbig, spröde, in regel-
 mäßigem Fünfvierteltakt. Vieles ist schofel, die Bergfinken immerhin tragen
 ihr Sommerkleid und tuten besessen.

Schmelzwasserkanäle ringsum, das Wasser der Holztraufe, mit den Ab-
 wässern der Grube, dagegen rinnt lautlos und zügig.

Weshalb dämmert es? Es ist ja erst Nachmittag, die bekannte Landschaft ...

gleichwohl scheint einem die Gegend verdüstert und Schlupfwinkel zu bergen. Ein Schwarm fremder Singdrosseln schwebt in der Luft. Sie rufen feurig, frenetisch, gleichsam entrüstet.

Am anderen Ende des Ackers seh' ich Arthur Schopenhauer.
 Er sitzt da und trägt Trauer.
 Fürs Erste lasse ich ihn außer Betracht.

Oktoberbild

Dieser Morgen ...
 Plötzlich ist alles unerhört weit
 und eisblau
 Das Ohr registriert einen neuen Laut;
 das beinah unhörbare Rasseln
 fallenden Laubs.
 Die Vogelbeeren leuchten schon angefressen
 rotkehlchenrot.
 Die Nachbarin pumpt Wasser in einen Eimer:
 Der Brunnen jault –
 wie ein kranker Hund.

Letzter Stich

Im Anfang war etwas, das ich nie verstehen werde.
 Im Anfang war *der reine Anfang*.
 Und es ward Licht.
 Und das Licht ist seit dem unterwegs durch die Zeit und rast mit einer Geschwindigkeit, die ich nie werde verstehen – in einer Sekunde umrundet es siebenmal die Erde und durchdringt mich sowie alles Leben.
 In den schwarzen Löchern gibt es eine absolute Finsternis, die ich nie verstehen werde – und rund um mich macht mir das Licht die Wirklichkeit sichtbar, die ich nie werde verstehen, doch an ihr teilhabe.
 In der Winterkälte sehe ich eine bleiche Sonne sich an die äußerste Bergspitze herantasten, und ich weiß, bald wird die Erde ihre nördliche Halb-

kugel zur Sonne hinwenden und die Zugvögel folgen ihrem Instinkt und der mächtigen Flutwelle von Licht und die Pflanzen werden ihre Spaltöffnungen weiten und Photonen schlucken, damit der große Organismus, dem ich angehöre und den ich nie werde verstehen, gedeiht und sich selbst konsumiert und seinen eigenen Stoff zu neuen Schemen und Bewusstseinszuständen umformen wird.

In der Winterdämmerung, in trüber Nacht, findet die Eule genug Sternenlicht, um ihre Beute auszumachen. Selbst baue ich mir ein Nest aus dem Lichtkegel der Leselampe, was das Dunkel zur traulichen Umgebung macht. Dann lese ich das alte Eskimomärchen vom pechschwarzen Raben, der die leuchtende Sonne im Dunkel der Ewigkeit findet und sie zum Himmelsgewölbe hinauf wirft, damit sie von dort auf die Schlechten wie auf die Guten leuchte.

Im Dunkel verbirgt sich das Unbekannte und Bedrohliche – im Licht geben sich die Dinge zu erkennen und werden klar. Aber das Dunkel ist auch geschützt von barmherzigem Verschleiern, und Licht ist genauso der schreiend weiße Schmerz der Blendung. Verurteilt zum Grenzwesen, verlangt mich ständig nach dem Wechsel – nach den Morgen- und Abenddämmerungen, wenn das Licht nach und nach spürbar wird, sich nähert oder sich langsam zurückzieht – in die Lichtungen, wo das Spiel zwischen Schatten und Schattentönen in den Mustern der Zweige und des Blattwerks mit der unheilbaren Unschlüssigkeit der Seele in eins fällt.

Das Licht gibt mir die Möglichkeit zu sehen, wo Schlechtes ist und wo Gutes. Und die Schattenspiele, all die Nuancen, deren Menge ich nie verstehen werde.

Was ich sehe, ist die Landschaft, die für mich sichtbar ist.

Was uns vereint, ist die Unübersetzbarkeit.